五

Als Mathematiker und Experte für das Nichts lebt Wala Kitu ein nüchternes und stilles Leben. Doch als ein reicher Exzentriker auftaucht, der das Nichts stehlen und für seine grandiosen Rachepläne nutzen will, findet sich Wala in einem irrwitzigen Komplott wieder. Es beginnt eine wilde Reise durch unterirdische Labore, philosophische Falltüren, Ideologie und Identität. Ein brillantes Kabinettstück à la *James Bond.*

»Ohne diesen Roman ist alles nichts!« Denis Scheck, *ARD Druckfrisch*

Percival Everett, geboren 1956 in Fort Gordon/Georgia, ist Schriftsteller und Professor für Englisch an der University of Southern California. Er hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Lyrikbände veröffentlicht. Zuletzt erschienen im Programm der Büchergilde seine Romane *God's Country, Erschütterung, Die Bäume* sowie *James,* für den er den National Book Award und den Pulitzer-Preis erhielt.

Nikolaus Stingl, 1952 geboren, übersetzte u. a. Werke von William H. Gass, Ben Lerner, Thomas Pynchon, Colson Whitehead und Emma Cline und wurde mit mehreren wichtigen Übersetzerpreisen ausgezeichnet.

PERCIVAL
EVERETT

DR NO

Roman

Aus dem Englischen
von Nikolaus Stingl

BÜCHERGILDE
GUTENBERG

Lizenzausgabe für die Mitglieder
der Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH,
Frankfurt am Main, Leipzig, Wien und Zürich

Die englische Originalausgabe erschien 2022
unter dem Titel *Dr. No. A Novel* bei Graywolf Press, Minneapolis

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Carl Hanser Verlags, München
© 2022 Percival Everett
Alle Rechte der deutschen Ausgabe
© 2025 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Die Büchergilde verbietet, das Werk (Text und Illustrationen) in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (KI) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Sie behält sich zudem das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlags untersagt ist.

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2025

Satz: Greiner & Reichel, Köln
Einbandgestaltung: Marion Blomeyer, München
Einbandmaterial von peyer cover gmbh, Leonberg
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7698-1

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an:
Büchergilde Gutenberg Verlagsgesellschaft mbH, Haus des Buches,
Braubachstr. 16, 60311 Frankfurt am Main, Deutschland
produktsicherheit@buechergilde.de

buechergilde.de

Für meine Lektorin, Komplizin
und liebe Freundin Fiona.
Danke für unsere zwanzig
gemeinsamen Jahre.

Lauf nicht herum und behaupte,
die Welt schulde dir einen Lebensunterhalt.
Die Welt schuldet dir gar nichts.
Sie war zuerst da.

MARK TWAIN

EXISTENZ-
QUANTOR

1

Ich entsinne mich, äußerst vergesslich zu sein. Jedenfalls glaube ich das. Ich denke, ich weiß, dass ich vergesslich bin. Ich erinnere mich zwar, vergessen zu haben, aber ich kann mich nicht entsinnen, was ich vergessen habe oder wie sich das Vergessen anfühlt. Als ich ein Kind war, versuchte meine Mutter, mich von meiner Vergesslichkeit zu überzeugen, indem sie fragte: »Weißt du noch, wie du deinen eigenen Geburtstag vergessen hast?« Ich glaube, ich erwiderte: »Wie könnte ich?« Aber es war eine Fangfrage. Ja zu sagen wäre ein Eingeständnis meiner Vergesslichkeit, nein, ein Beispiel dafür gewesen. »Das Gehirn tut, was es kann«, sagte ich zu ihr. Würden wir uns an alles erinnern, hätten wir keine Sprache für das Erinnern und Vergessen. Außerdem wäre nichts wichtig. Tatsächlich ist nichts wichtig. Die Wichtigkeit von nichts besteht darin, dass es der Maßstab dessen ist, was nicht nichts ist. Ist nichts dasselbe wie das Nichts? Studenten lieben es, über dergleichen zu tüfteln. Tatsächlich gibt es kein Nichts. Das vereinfachende Argument für diese Behauptung lautet, dass die Beobachtung von nichts einen Beobachter erfordert, und das Vorhandensein eines Betrachters wiederum negiert, was reines Nichtvorhandensein, ja in der Tat nichts hätte sein können. Wenn nichts in einem Wald vorfällt und es ist niemand da, der es beobachtet, handelt sich dann um ein Nullum? Das bessere Argument – eines, das das simple und jedes andere in sich schließt – lautet, dass man nichts buchstabieren kann. Parmenides mag sich schäbig gekleidet haben, aber er hatte nicht

ganz unrecht. Was die Existenz Gottes angeht, ist das ontologische Argument vielleicht nicht stichhaltig gewesen, aber was die Existenz von nichts angeht, ist es unwiderlegbar. Ei mitään, rien, nada, nichts, nic, dim byd, ikke noget, ingenting, waxba, tidak ada, boten. Apa-apa, kitn, nihil und nenio. So was wie ein ontologisches Argument für die Existenz von nichts.

Ich heiße Wala Kitu. Wala ist Tagalog für nichts, allerdings bin ich kein Filipino. Kitu ist Swahili für nichts, allerdings stammen meine Eltern nicht aus Tansania. Meine Eltern, beide Mathematiker, wussten, dass minus mal minus plus ergibt, deshalb trage ich diesen Namen. Ich bin Wala Kitu. Das ist alles Quatsch mit Soße. Ich heiße Ralph Townsend. Meine Mutter war Künstlerin, mein Vater ein Anglist, ein Professor, der als Taxifahrer endete. Tatsächlich bin ich so etwas wie ein Mathematiker. Aber ich benutze den Namen Wala Kitu. Ich studiere nichts.

Ich nehme mein Forschungsgebiet ernst. Ich bin ordentlicher Professor für Mathematik an der Brown University, obwohl ich mich seit Jahrzehnten nicht mehr mit Arithmetik, Analysis, Matrices, Theoremen, Hausdorff-Räumen, Darstellungen endlicher Gitter oder sonst etwas beschäftige, was mit Werten, Zahlen, Darstellungen von Werten oder Zahlen oder sonst irgendeinem Etwas zu tun hat, ob es nun Substanz hat oder nicht. Ich habe meine Karriere in meinem kleinen Büro in der George Street in Providence damit zugebracht, über nichts nachzudenken und danach zu suchen. Ich habe es nicht gefunden. Es ist traurig für mich, dass schon die Thematisierung meines Interessengebiets meine Forschung zwangsläufig zunichtemacht. Ich arbeite sehr hart und wünschte, ich könnte sagen, dass ich nichts dafür vorzuweisen habe.

Meine Expertise in nichts – nicht absolut nichts, sondern eindeutig nichts – führte dazu, dass ich mit einem oder vielmehr für einen gewissen John Milton Bradley Sill arbeitete, einen Selfmade-Milliardär mit einem einzigen Ziel, einem Ziel, das manchen faszinierend, den meisten verwirrend und schräg und allen idiotisch erscheinen mochte, sich aber zumindest leicht in Worte fassen ließ. John Milton Bradley Sill strebte danach, ein Bond-Schurke zu werden, und zwar ungeachtet der Fiktionalität von James Bond. Er formulierte es folgendermaßen: »Ich möchte ein Bond-Schurke sein.« Ganz einfach.

Wir saßen in einem Café in der Thayer Street. Es war acht Uhr an einem Montagmorgen im November, und das Semester neigte sich dem Ende zu, sodass die Studenten, die sich hier hereinschleppten, geradezu schlafwandelten. Mir ging es ganz ähnlich wie ihnen. Ich hatte erst kürzlich herausgefunden, dass ich volle zwölf Stunden Schlaf brauchte, um richtig zu funktionieren, war jedoch vergangene Nacht lange aufgeblieben und hatte über das Treffen mit Sill nachgedacht. Ich konnte mich kaum je an meine Träume erinnern, was mir nur recht und billig erschien, da ich mich im Schlaf ja auch selten meines Wachlebens entsann.

»Was meinen Sie mit Bond-Schurke?«

Sill hielt einen Löffel wie eine Zigarette. »Sie wissen schon, die Art von Übeltäter, die den Premierminister veranlassen könnte, einen Doppelnull-Spion loszuschicken, um mir das Handwerk zu legen. Sie wissen schon, Böses um des Bösen willen.«

»Eine Art modernistischer Schurke«, sagte ich.

»Genau.«

Ich starrte ihn an und rührte in meinem Tee. Ich wollte ihn nicht ansehen, aber ich tat es, und während ich ihn in den

Blick nahm, wurde mir klar, dass er durchgeknallt war. Aber fröhlich. Er war ein angenehm aussehender Mensch, ethnisch nicht recht einzuordnen, mit einem Pferdegesicht und krausem Haar. Er war schmächtig. »Für einen Schurken wirken Sie viel zu nett«, sagte ich.

»Danke schön«, sagte er. »Aber der Schein trügt.«

»Haben Sie denn schon einmal eine Übeltat begangen?«

»Was denn, zum Beispiel?«

»Haben Sie schon einmal jemanden umgebracht?«, fragte ich. »Bond-Schurken bringen wahllos Leute um.« Ich redete ins Blaue hinein. Ich hatte keinen blassen Schimmer von Bond-Schurken.

»Manche ja, manche nein.« Sill stocherte mit seinem Löffel in der Luft. »Haben Sie mal *Goldfinger* gesehen?«

»Ich glaube schon. Sagen wir, nein.«

»Goldfinger raubt Fort Knox aus.«

»Wo sie das Gold aufbewahren«, sagte ich.

»Wo sie das Gold aufbewahren.« John Sill blickte sich um, musterte jeden im Raum. »Wissen Sie, was in Wirklichkeit im Tresorraum von Fort Knox ist?«

»Nein.«

Er beugte sich vor, stützte wirklich und wahrhaftig das Kinn auf den Handteller wie ein Liebhaber oder zumindest wie jemand, der mich schon länger als eine Viertelstunde kannte, und sagte: »Nichts.«

»Sie meinen, da ist kein Gold.«

»Ich meine, da ist nichts.«

»Nichts«, sagte ich.

»Genau das. Ich sage Ihnen nicht, dass da kein Gold ist. Ich sage Ihnen, dass da nichts ist. Wonach Sie schon so lange suchen.«

Die Haare in meinem Nacken stellten sich auf. Trotzdem war ich überzeugt, dass er meinte, der Tresorraum sei leer.

»Ich sage Ihnen, dass der Tresorraum nicht leer ist.« Als könnte er meine Gedanken lesen.

»Und?«

»Sie, mein Freund, werden mir dabei helfen, es zu stehlen. Ich habe gründlich recherchiert. Sie wissen mehr über nichts als irgendwer sonst. Wie viel Macht muss jemand besitzen, der nichts in seinen Besitz bringen kann.«

»Hören Sie, ich fühle mich geschmeichelt«, sagte ich, »aber –«

Er brachte mich zum Schweigen, indem er die Hand von meiner nahm und sie auf ominöse Weise zwischen uns in der Luft hielt. »Sie müssen nicht das Geringste tun. Alles, was ich von Ihnen will, ist ständige Beratung. Antworten auf ein paar Fragen. Zum Beispiel: Wenn ich den Tresorraum öffne, und das werde ich, woher weiß ich dann, dass nichts da ist? Der Tresorraum ist groß. Wenn er voller nichts ist, wie bewege ich es dann von der Stelle? Wie transportiert man so etwas? Muss es bei minus 273 Grad Fahrenheit gekühlt werden?«

»Sie meinen es ernst«, sagte ich. »Was gar nicht so viel anders ist als ›Sie sind verrückt‹.«

»Ganz recht«, sagte John Sill. Ein weiterer Blick in die Runde, und er schob mir einen gelben Zettel zu.

Es war ein Scheck. Ein Scheck mit vielen Nullen vor dem bedeutungslosen Dezimalpunkt. Es war ein Bankscheck, ausgestellt von der Bank of America.

»Der ist echt«, stellte ich fest, doch in Wirklichkeit war es eine Frage.

Sill nickte. »Alles, was Sie zu tun haben, ist, meine Fragen über nichts zu beantworten, und zwar nicht mit irgendwelchem

Scheiß aus der Lamäng, den Sie für höhere Semester und Diskussionsrunden parat haben. Solchen Scheiß kann ich von jedem kriegen. Zum Beispiel aus jeder Menge Bücher. Ich will Ihre reine, ehrliche Verwirrung.«

»Sonst noch was?«

»Das Ganze muss natürlich vertraulich bleiben. Ich meine, wirklich vertraulich, wirklich, wirklich vertraulich.« Er fing meinen Blick auf und sah für einen Sekundenbruchteil wie der Bond-Schurke aus, der zu sein er sich zum Ziel gesetzt hatte. Einen ganz kurzen Moment lang machte er mir Angst. »Okay? Zwinker, zwinker. Und fertig ist die Laube.«

»Verstanden.«

»Sie sind also mit im Boot?«

»Ist der hier für mich?« Ich schüttelte den Scheck, wie um festzustellen, ob sich vielleicht die Schrift ablöste.

»Da steht Ihr Name drauf.«

Allerdings. Richtig geschrieben und alles. In schwarzer Tinte. Was konnte ich anderes sagen als: »Okay.«

Ich verließ das Café drei Millionen Dollar schwerer und außerdem mit der Überzeugung, dass John Sill, obwohl verrückt, vielleicht recht hatte, was den militärischen Besitz von nichts anging. Es gab eine glaubwürdige Fraktion des militärischen Apparats, die genau wie ich der Überzeugung war, dass nichts die Lösung für alles war. Mein Begriff von Lösung war heuristisch, derjenige der Generäle dagegen gladiatorenhaft, kriegerisch, nicht schön. Keiner von uns wusste, was nichts eigentlich war, aber seine Möglichkeiten waren grenzenlos, das war ein zwingender logischer Schluss und daher wahr. Ich entsann mich, dass ich einige Jahre zuvor von zwei Generälen der Army angesprochen worden war, deren Namen ich vielleicht erfah-

ren, mir allerdings nicht gemerkt hatte. Ich erinnerte mich allerdings noch, dass sie einander erschreckend ähnlich sahen, obwohl einer eine Frau und der andere ein Mann war. Sie klopften – für Kriegstreiber recht zaghaft, wie ich fand – an meine Bürotür.

Wir redeten knapp über zwei Stunden lang etwas schwammig, aber durchaus ehrlich über nichts. Sie wollten mir nicht sagen, wofür sie es haben wollten, und ich konnte ihnen nicht sagen, was es war oder wo es sich finden ließ.

»Was meinen Sie denn, was Sie mit nichts anfangen können, wenn Sie es finden?«

»Genau deshalb unterhalten wir uns mit Ihnen«, sagte General Er. »Weil wir das gern wüssten, wissen Sie?«

»Sie kennen sich mit nichts aus«, von General Sie. »Darüber herrscht weithin Einigkeit. Wir brauchen Ihre Hilfe. Wollen Sie nicht Ihrem Land dienen?«

»Ich habe diesem Land mein Leben lang nichts gegeben. Ich habe nicht vor, das jetzt zu ändern.«

»Wie meinen Sie das?«, von Sie.

»Ich meine damit nicht irgendetwas«, sagte ich. »Nicht irgendetwas ist nicht gleichbedeutend mit nichts. Das verstehen Sie, oder?«

»Nichts könnte den alles entscheidenden Unterschied machen, so viel wissen wir«, sagte General Er.

Ich schüttelte den Kopf. »Niemand kann nichts besitzen.«

Die Generäle wechselten einen Blick, den ich nicht verstand, ja ihr Blickwechsel wurde mir erst an diesem Tag bewusst, als ich von meinem Treffen mit John Sill nach Hause ging. Vielleicht konnte jemand nichts finden und sich zunutze machen. Mir war ein bisschen schlecht, bang und leicht schwindelig vor Erregung.

Es wird postuliert, dass die primordialen Bestandselemente vor dem sogenannten Urknall (wie so viele stelle ich mir vor, dass es sich eher um ein Winseln handelte) Dinge wie Helium-4, Helium-3, Deuterium und Protium waren. Die überhebliche, gleichwohl aber verzwickte Frage lautet: Wo ist dieses Zeug hergekommen? Und wohinein, wohindurch und woraufhin expandiert das Universum eigentlich? Es ist entweder nichts oder ein Etwas, das wir nichts nennen, und nicht dieser Dunkle-Materie-Quatsch, an den so viele glauben. Das war nicht meine Theorie, sondern die eines ziemlich gerissenen, spekulativen französischen Physikers namens Jean Luc Retàrd, jawohl, der die Vorstellung von Riesz-Räumen und die Idee, die Ordnungseigenschaften zu abstrahieren, dazu verwendete, kontinuierliche Funktionen von den Einzelheiten irgendwelcher bestimmter Räume zu befreien, was zu dem Gedanken führte, dass, wenn nichts tatsächlich in Kontakt mit etwas oder nicht-nichts kommt, dieses Etwas zu existieren aufhört. Es braucht nicht viel Vorstellungskraft, um die Parabellum-Implikationen zu erkennen. Die meisten glauben, zu Unrecht, dass nichts lediglich die Leere zwischen subatomaren Teilchen sei. Nichts ist ebenso wenig Leere, wie es die Abwesenheit von etwas, irgendeinem Ding, irgendwelchen Dingen oder Substanz ist. Der eigentliche Urknall steht noch bevor, denn das, woraus das Universum entstand, holt gegenüber dem, was es werden wird, ständig auf. Die Macht von nichts zu erleben hieße, alles zu verstehen; sich die Macht von nichts zunutze zu machen hieße, alles, was ist, zu negieren, und der traurige, unheimliche, entscheidende Gedanke dabei ist, dass dies durchaus eine Unterscheidung ohne Unterschied sein könnte.

Mein Hund empfing mich an der Tür. Ihm blieb gar nichts anderes übrig. Dort hatte ich ihn nämlich zurückgelassen. Er heißt Trigo und hat nur noch ein Bein. Er ist eine kräftige, gedrungene Bulldogge, angesichts seiner fehlenden Beine umso gedrungener. Trigo bezeichnet seine drei fehlenden Gliedmaßen als seine Nichtse. Ich habe ihn gerettet, so der Sprachgebrauch des Tierheims, »gerettet«, obwohl ich eher von »mich mit ihm angefreundet« reden würde. Die Leute im Tierheim wollten ihn »einschläfern«, ihr Euphemismus für Mord. Ich fragte, ob sie einen Menschen ohne Beine auch umbringen würden, und sie sagten natürlich nein. Ich brachte den Hund mit seinem verbliebenen Bein weg von diesem Ort. Zweimal am Tag, wenn ihm danach ist, erledigt er sein Geschäft, und ich säubere ihn post faecem. Er hat ein Rollwägelchen, das er nicht besonders mag, aber vormittags ungefähr eine Viertelstunde lang durch die Gegend zieht, um sich ein bisschen Bewegung zu verschaffen. Wenn ich ihn zum Luftschnappen mit nach draußen nehme, sitzt er in einer Babytrage, die man als Björn bezeichnet, an meiner Brust. Er ist ein überaus freundlicher, wenn auch anspruchsvoller, sehr gesprächiger Hund mit ausgeprägten Hängebacken. Er redet mit jedem.

Trigo und ich gingen den Hügel hinunter ins Zentrum von Providence und zur Bank of America, wo ich mich am Schalter anstellte, um den Scheck von John Sill einzuzahlen.

Der verblüffte Kassierer starrte eine volle Minute lang die Vorderseite des Schecks an. »Der sieht echt aus«, sagte er.

»Das liegt vermutlich daran, dass er es ist«, sagte ich.

»Warten Sie hier«, sagte er.

»Gibt es ein Problem?«

»Ich muss das von meiner Vorgesetzten absegnen lassen.«

»Klingt vernünftig«, sagte ich.

Er hieß Theodore, wie ich seinem Namensschild, schwarz mit Messingbuchstaben, entnahm. Er entfernte sich ein paar Schritte und sprach mit einer klüger wirkenden jungen Frau. Er zeigte ihr den Scheck. Sie schaute an ihrem Kollegen vorbei auf mich, dann wieder auf das Papier, hielt es ans Licht. Beide kamen zu mir zurück.

»Gibt es ein Problem?«, fragte ich.

»Ich weiß nicht«, sagte die Frau.

»Wie heißen Sie?«, fragte ich.

»Stephanie Mayer«, sagte sie.

»Ich heiße Wala Kitu. Das steht hier auf der Vorderseite des Schecks. Es steht außerdem hier in meinem amtlich ausgestellten Pass, ferner hier in meinem Fakultätsausweis und auch hier über meiner Adresse auf dem Einzahlungsschein, den ich fein säuberlich aus meinem Bank-of-America-Scheckheft herausgetrennt habe. Das hier ist Trigo. Er kann sich nicht ausweisen.«

Trigo bellte.

Inzwischen starrten Leute in den benachbarten Warteschlangen zu uns her. Der schlaksige Hausmeister hatte aufgehört, den Boden zu wischen, und sah ebenfalls her. Stephanie Mayer versah den Scheck mit ihren Initialen und gab Theodore grünes Licht. Ich nahm meinen Einzahlungsbeleg entgegen und prüfte ihn eingehend, zählte die Nullen, nickte, erwog, Stephanie Mayer um die Erlaubnis zu ersuchen, gehen zu dürfen, tat es jedoch nicht.

Draußen lief ich einer meiner Kolleginnen in die Arme, einer sehr jungen Mathematikerin namens Eigen Vector. Ihr Spezialgebiet war die Topologie, was sonst? Wie die meisten Mathematiker, mich eingeschlossen, litt sie an einer Autismus-Spektrum-Störung, und man musste jederzeit damit rechnen, dass sie die abwegigsten Sachen sagte. So auch jetzt.

»Heute passen meine Schuhe zusammen«, sagte sie zur Begrüßung.

Ich betrachtete ihre Nike-Sneakers. »Alle beide«, sagte ich.

»Hallo, Trigo«, sagte sie.

Trigo gab Laut.

Eigen versuchte sich selbst an einem Bellen.

»Schöner Tag«, sagte ich, und dabei fiel mir auf, dass der Himmel bedeckt und alles grau war.

»Ist es wohl«, sagte sie. »Warum bist du so glücklich? Ich frage, weil du glücklich wirkst. Ich würde auch gern Glück erleben.«

»Ich glaube nicht, dass ich jemals glücklich bin, um ehrlich zu sein«, sagte ich. »Eigentlich auch nie richtig traurig, aber glücklich auch nicht.«

»Na, jedenfalls wirkst du so.«

»Wer weiß, vielleicht bin ich's ja«, sagte ich. »Ich wüsste gar nicht, wie sich das anfühlt. Trigo dagegen, der ist glücklich.«

Trigo gab Laut.

Eigen Vector streichelte mit dem Handrücken sein fettes, flaches Gesicht. »Weich. So ungemein weich. Fettgesicht.«

»Er ist glücklich, weil er immer noch ein Bein hat.«

»Ich fände es schön, wenn mein Leben symmetrisch wäre«, sagte Eigen. »Aber irgendwie kriege ich es nicht hin, dass es seiner eigenen Transponierten entspricht.«

»War das ein Versuch, witzig zu sein, Professor Vector?«

»Was meinst du?«

»Ganz hübsch.«

»Nett von dir, dass du das sagst. Aber du wirkst tatsächlich sehr erfreut über irgendetwas.«

Ich nickte. »Man muss hier unterscheiden, da hast du recht, zwischen erfreut sein und glücklich sein. Eins davon ist exis-

tentiell, ich weiß allerdings nicht, welches.« Wir schwiegen kurz. »Ich habe gerade eine Förderung bekommen, von der ich hoffe, dass sie zu nichts führt.«

»Förderungen sind gut.«

Ich nickte zustimmend.

»Es regnet, weißt du«, sagte sie.

»Ja, ich weiß.«

»Isst du eigentlich jemals zu Mittag?«, fragte sie.

»Ja«, sagte ich.

»Ich auch. Fast jeden Tag. Jeden Tag ungefähr um dieselbe Zeit.« Erneut kraulte sie Trigos Gesicht. »So weich. Fett.«

Vorhin habe ich die primordialen Elemente erwähnt – jedenfalls glaube ich, sie erwähnt zu haben –, die Samen von allem; jedoch läuft dies alles wiederum auf eine sogenannte Petitio principii hinaus. Die Petitio principii ist eine argumentative Figur, die in der Kultur an Einfluss verloren hat. Halbgebildete Nachrichtensprecher, Sportreporter und Politiker – man verzeihe mir die dreifache Redundanz – verwenden die englische Entsprechung, »begging the question«, mittlerweile im Sinne von »eine Frage aufwerfen«. Die altehrwürdige Bezeichnung der Argumentationsfigur durch das deskriptive »Voraussetzung der Schlussfolgerung« zu ersetzen heißt, den Wert des rhetorischen Mittels zu schmälern und sich zugleich einer allgemeinen und tiefreichenden Schwächung kultureller Intelligenz zu ergeben. Man verzeihe mir meine kurze Abschweifung. Im Grunde kommt sie von nirgendwoher, von nichts. Zurück zur Petitio cosmologici principii. Die Vorstellung ist, dass der Urknall aus Quantenfluktuationen resultierte, während das Universum »entstand«, wie wir das nennen: aus einem Nichts, über das wir nichts wissen. So schön ein ma-